Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 27

Artikel: "Robinsonland" [Fortsetzung]

Autor: Poeck, Wilhelm

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641652

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 27
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
6. Juli
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Zwei Gedichte von Heinrich Anacker.

Sonne.

Warmes Mittagsonnenlicht,
Brenn' mir braun das Angesicht!
Meine Augen will ich schließen,
Deinen glüh'nden Kuß genießen,
Goldnes Mittagsonnenlicht!

Kraut und Unkraut wuchert kraus.
Sonne, mach' dir nichts daraus!
Leichten Blumen, ernsten Aehren
Wirst du gleiche Huld gewähren:
Auch aus mir sprießt's bunt und kraus —

Heilig, heilig ist Natur;
Schön die kleinste Kreatur!
Wenn sie sich im Lichte badet,
Ist sie jubelhell begnadet, —
Sonne, Mutter der Natur!

O diese Nacht, die so voll Liebe war

O diese Nacht, die so voll Liebe war!
Du lagest, heimgekehrt, in meinen Armen;
Ich küßte dich und trank berauscht den warmen
Frühsommerduft von deinem seidnen Haar.

Durchs offne Fenster sah nicht Mond noch Stern.
Nur Tropfenfall kam aus dem Dunkelfeuchten,
Und ab und zu ein fiebrig' Wetterleuchten
Mit fahlem Schein; der Donner grollte fern.

O diese Nacht, die blühend uns umfing!
Wunschlos versinkend, lauschten wir dem Regen
Und träumten stumm dem neuen Tag entgegen,
Der rosig schon im grünen Wipfel hing.

„Robinsonland"

Ein Roman von Wilhelm Poeck. 15

Der Staatsanwalt räusperte sich sehr stark.

„Ja, allen ist die Freude an ewiger Jugend ja auch nicht beschieden, Herr Staatsanwalt. Die meisten sind gewissermaßen in spanischen Stiefeln zur Welt gekommen. Aber dann der ‚unerklärliche Mangel an Ehrfurcht vor dem allgemeinen Sittengesetz'! Warum kann sich das Gericht das nicht ‚erklären'? Weil es weltfremd und entwicklungsscheu ist."

„Nun wollen Sie wieder an Fundamenten rütteln", rief der Staatsanwalt unwillig. „Richter haben nicht auf Zeitströmungen zu schielen, sondern die Gesetze richtig anzuwenden. Die Ideen des Lebens, des Eigentums, um nur die hauptsächlichsten zu nennen, müssen und werden zu allen Zeiten ihre völlige Heiligkeit behalten. Auf ihnen beruhen Staat und Gesellschaft."

„Die Umwertung der Werte, die aber nun einmal eingesetzt hat, kümmert sich leider um solche ‚Heiligkeit' verdammt wenig. Das Feuer neuer Gedanken schmilzt sie um. Alle miteinander. Lassen Sie uns bei der Schutzidee für das Eigentum bleiben. Was hat die neuere wirtschaftliche Entwicklung aus dem Eigentumsbegriff mit seinen ursprünglich schönen Persönlichkeitswerten gemacht? Ihn zum reinen Geld- und Machtbegriff verflüssigt. Sie hat wenige zu Herren und die Menge zu Sklaven gemacht. Solche Wucherbildungen können aber naturgemäß nur von kurzer Dauer sein. Dann greift die Menschheit ganz von selbst zum Brenneisen. Glauben Sie mir, sie wird dem neuen überkapitalistischen Begriff des Eigentums bald gehörig die Ohren lang ziehen. Von diesem Wunsch sind alle wirklich fortschrittlichen Menschen erfüllt. Alle arbeiten daran, die einen mit glühendem Haß, die anderen mit glühendem Eifer. Sie wollen ihr bedrohtes Menschentum retten."

„Und Sie natürlich mit", warf der Staatsanwalt sarkastisch ein.

„Ich? O nein. Ich arbeite mit Vorliebe an der Wiedergutmachung von Schäden, die Unverstand und Ueberlebtes angerichtet haben."

„Aber was hat diese ganze unsachliche Kritik eines durchaus unanfechtbaren Richterspruchs für einen praktischen

Wert?" fuhr der Staatsanwalt ungehalten fort. „Sie treiben wieder ideologische Zukunftsmusik, Herr Pastor."

„Dann will ich ein paar Töne tiefer greifen, damit auch Sie mich verstehen. Das Gericht hat auf die allgemeine sittliche Verwilderung der Großstadtjugend hingewiesen, von deren Kriminalität in kurzer Zeit wieder zwei so betrübende Fälle festgestellt seien. Damit ist es abermals an der Oberfläche geblieben. Diese sittliche Verwilderung hat eine sehr tiefe Wurzel. Sie hängt insofern wieder mit der Eigentumsidee zusammen, als deren allein wirklich ‚heilige' Form, der ‚Besitz', ein wenn auch noch so kleines Stückchen Erde, ein Heim und Haus, als Möglichkeit für das Gros der Menschheit längst aufgehört hat zu existieren. Die Großstadt pfercht sie zusammen. Die Großstadt hat alles weggeschluckt. Sie, Herr Staatsanwalt, können als Beamter ebenfalls niemals bodenständig werden. Ihre Söhne — Sie sind während Ihrer Verheiratung viermal versetzt worden — konnten niemals heimatfreudig und heimatfest werden.

Also diese Heimatlosigkeit, der unser ganzes Volk mehr und mehr zum Opfer gefallen ist, die ist die eigentliche Wurzel der wachsenden Sittlichkeitsverwilderung. Und auch der großstädtischen Kriminalität. Ich bekenne Ihnen unumwunden: wäre ich mit meiner unbändigen Natur in meinen Flegeljahren ein heimatloser Großstädter von der heutigen Jungensorte gewesen, ich wäre jetzt wahrscheinlich ein Verbrecher erster Klasse und der Schrecken aller Staatsanwälte. Aber wer kann das ändern? Wieder nur das ganze Volk. Und das bedauernswerte Gericht muß junge Menschen schuldig sprechen, anstatt das Gesetz und die Verhältnisse. Sie schütteln wieder den Kopf, Herr Staatsanwalt. O, ich bin weit entfernt, diese vier verunglückten Großstadtindianer, wie es besonders der Verteidiger Peter Güldenapfels versucht hat, zu weißen Engeln zu waschen. Es ist ein ganz böses Konsortium. Aus der Großstadt gehören sie heraus, in eine Heimat hinein, zur Mutter Erde zurück und natürlich in eine feste Hand, die den Stab Wehe, aber auch den Stab Liebe richtig zu gebrauchen versteht. Wenn sie dann nicht zu den *geborenen* Verbrechernaturen gehören, wachsen sie sich dort wieder zurecht und werden möglicherweise viel nützlichere Glieder der menschlichen Gesellschaft, als ihre ursprünglichen Verhältnisse aus ihnen gemacht hätten."

„Ach, das hoffe ich von ganzem Herzen mit Ihnen", rief Frau Nautilius. „Ich verstehe nun auch, warum das Gericht die Strafe ebenso hoch bemessen hat wie bei den vier Proletarierjungen. Aber in einem Punkt hat es unsere Söhne doch benachteiligt. Ihre Phantasie wäre nicht durch Nic-Carter-Bücher verdorben gewesen, sondern ihre Hausbibliothek bestände aus anerkannt guten Jugendbüchern. Wer hat denn das anerkannt? Ich wenigstens glaube gar nicht, daß die so gut sind."

„Zeigen Sie sie mir doch mal, gnädige Frau", bat Edlefsen.

„Was für ein Botokude von Halligpastor!" sagte Güldenapfel, als Edlefsen und Frau Nautilius das Zimmer verlassen hatten. „Ich fürchte, er macht aus den Jungen Weltverbesserer."

„Er kämpft für ganz unmögliche Sachen", pflichtete der Staatsanwalt bei. „So zum Beispiel auch für seine Hallig und gegen die Regierung, weil sie auf seine Schutzideen nicht eingehen will. Er behauptet, sie sei aufs äußerste gefährdet, die Wasserbaubehörde, die natürlich mehr davon versteht, sagt nein. Hoffentlich hält sie so lange, bis die Strafaufschubzeit für die Jungen vorbei ist. Denn auf einer Hallig, wo jeder Anreiz und Gelegenheit fehlt, können sie ja wohl kaum rückfällig werden. Darum habe ich auch — ich hab's mit schwerem Herzen getan — meiner Frau schließlich nachgegeben."

„Ja, die Wei — die Frauen. Die regieren uns alle. Indirekt. Apropos, ich konnte doch Frau Rosendaal durchaus nicht dazu bewegen, an der Besprechung in Ihrem Hause teilzunehmen. ‚Nein, Herr Kommerzienrat', sagte sie, ‚in die Wohnung des Staatsanwalts gehe ich nicht'."

„Kommerzienrat?" rief Nautilius erstaunt. „Sind Sie denn Kommerzienrat geworden? Seit wann?"

„Seit heute Morgen. Ja, es ist die reine Ironie des Schicksals. Man kann's ja auch allerdings als eine Art äußeres Pflaster ansehen, daß der Staat, der mit der einen Hand unrecht tut, mit der anderen auf das Loch kleistert. Wenigstens sagte mir der Minister, als ich ihm vor vierzehn Tagen im Auftrag der Handelskammer Vortrag über unsere aufblühende Exporttätigkeit hielt, 'n paar Worte, die man so auslegen konnte. Na ja, kostet mich ja auch 'nen schönen Batzen Geld. Ihren Staatsanwaltschaftsrat, der ja nun auch wohl bald fällig wird, haben Sie als Beamter billiger."

„Dann entschuldigen Sie, daß ich Sie den ganzen Morgen nur Herr Güldenapfel genannt habe", sagte der Staatsanwalt mit seltsam gemischten Gefühlen.

„O, bitte, bitte. Auf die Brust, wie so 'n Schützenkönig sein Schild, kann man sich's ja nicht hängen. Und außerdem lege ich auch gar keinen Wert darauf. Ja, was also die Frau Rosendaal betrifft — dieser Pastor war so taktlos, damit rauszukommen, da werden Sie's mir ja nicht ankreiden, wenn —"

Güldenapfel stockte und hielt seine kalten, bohrenden Augen mit einem eigentümlichen, katzenartig lauernden Ausdruck auf den Staatsanwalt geheftet.

„Nun, was ist's? Sie haben was im Hinterhalt. Spannen Sie mich nicht auf die Folter!"

„Bin ich ein Henkersknecht?" sagte Güldenapfel mit einem Verziehen der Lippen, das bei jedem des ganzen unerquicklichen Meinungsaustausches Unkundigen den Eindruck eines befriedigten Schmunzelns hätte erwecken müssen. „Leider kann ich die Sache, soviel ich auch als Geschäftsmann darüber hin und her gedacht habe, nicht abwenden. Sie wissen ja, Rosendaal war eigentlich mehr Großbrenner als Gutsbesitzer. Nun fällt die Konkurrenz über ihn her. Für die ist sein Schlagfluß 'n gefundenes Fressen — so gut wie ein vom Himmel gefallener Goldklumpen. Sie sollte Ihnen eigentlich 'nen kleinen Fackelzug bringen. Denn Rosendaal ist geschäftlich erledigt."

„Konkurs?" rief der Staatsanwalt betroffen.

„Es bleibt kaum soviel, daß sie notdürftig leben können. Diese Folgen stehen ja natürlich mit Ihrem Vorgehen nur in indirektem Zusammenhang, Herr Staatsanwalt. Aber ich weiß, einen Mann von so feinem moralischen Gefühl werden sie doch tief bewegen. Allerdings für Sie ist auch wieder ein Trost dabei."

„Ein Troſt? Und welcher?“ fragte der Staatsanwalt wie geiſtesabweſend.

„Daß es ja nur ein Branntweinbrenner iſt, der mit ſeiner Familie zugrunde geht“, ſagte Güldenapfel, die Worte mit ſeinen ſybaritiſchen Lippen ſo lang auseinanderziehend wie Parmeſankäſe. „Denn Sie haben ja oft genug in Ihren Plädoyers darauf hingewieſen, welche verhängnisvolle Rolle der Branntwein bei den meiſten Verbrechen ſpielt.“

„Himmel, Herr Staatsanwalt, wie ſehen Sie aus!“ rief Paſtor Edleſſen, der in dieſem Augenblick wieder das Zimmer betrat. „Als ob Ihnen ein Geſpenſt über den Weg gelaufen wäre.“

„Ach, das hängt wohl mit den ganzen übrigen Aufregungen dieſes Tages zuſammen“, ſagte der Staatsanwalt, ſich mit der Hand über die Stirn fahrend.

„Ich habe dem Herrn Staatsanwalt nur ſo ſchonend wie möglich die neu eingetretenen Verhältniſſe in der Roſendaalſchen Familie mitgeteilt“, ſagte Güldenapfel, ſeinen Hut nehmend, „da er durchaus zu wiſſen wünſchte, warum Frau Roſendaal nicht mit zur Familienberatung kommen wollte. Aber nun muß ich mich empfehlen, ſonſt treffe ich meinen Anwalt nicht mehr. Vielleicht ſieht der die Sache doch mit noch anderen Augen an als der Herr Staatsanwalt und der Herr Paſtor.“

Paſtor Edleſſen erwiderte mit einer verlorenen und der Staatsanwalt, der ſich wieder einigermaßen gefaßt hatte, mit einer ziemlich viel tieferen Verbeugung, als er ſonſt Kaufleuten zu machen pflegte. Der Unterſchied des Ausmaßes galt dem neugebackenen „Kommerzienrat“.

23.

„Entſchuldigen Sie, Herr Paſtor“, ſagte der Staatsanwalt. „Aber das war der Herr Regierungspräſident. Da mußte ich natürlich .... Ich werde jetzt ſogleich die Fahrkarten beſorgen.“

„Schon geſchehen“, erwiderte Paſtor Edleſſen. Er winkte ſeinen vier Schutz- und Erziehungsbefohlenen, die mit ihren Handköfferchen und ſehr gemiſchten Gefühlen daſtanden, ſolchen einer aus den heimiſchen Gefilden mit Unteroffiziersbegleitung zum dreijährigen Griffeklopfen abmarſchierenden Rekrutenabteilung nicht unähnlich, und fuhr mit möglichſt gedämpfter Stimme fort: „Und für Sie und Herrn Güldenapfels Hausdame auch gleich Bahnſteigkarten. Der Herr Kommerzienrat hat im letzten Augenblick ein dringendes Telegramm bekommen. Frau Roſendaal iſt überhaupt nicht erſchienen. Das ſieht ja beinahe ſo aus, als ob man ſich ſeiner Kinder ſchäme. Oder der Herr Kommerzienrat vielleicht meiner“ — Paſtor Edleſſen warf einen Blick auf ſein Halligkoſtüm und lachte — „weil ich ihm geſtern erzählt habe, daß ich in meiner blauen, aber höchſt praktiſchen Halliggarnitur reiſen würde.“

Der Staatsanwalt wußte, warum Frau Roſendaal ihren Karljochen nicht zum Bahnhof gebracht hatte. Hinſichtlich Güldenapfels mochte Paſtor Edleſſen recht haben. Auch er war unerquicklicher Gefühle voll und wünſchte, die Stunde des Abſchieds ſei erſt vorüber. Er räuſperte ſich und fragte:

„Aber, wo iſt denn meine Frau?“

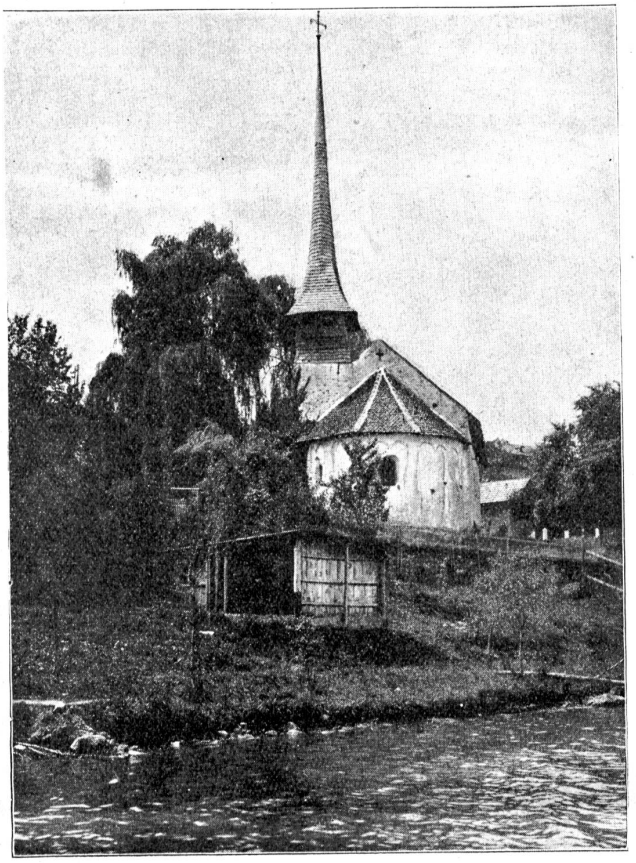
„Dort geht ſie“, ſagte Paſtor Edleſſen, mit ſeinem rieſigen Stock über die Köpfe einer Anzahl neugierig dreinſchauender Stadtmenſchen mittleren Schlages hinweg auf eine ſich nähernde Gruppe zeigend.

„Herr Paſtor, meine Frau fährt ſelbſtverſtändlich zweiter Klaſſe. Wie konnten Sie bloß dritter löſen?“ ſagte der Staatsanwalt.

„O, was mich anbetrifft“, ſagte Paſtor Edleſſen mit einer wahren Ausruferſtimme, „ich für meine Perſon würde ſogar am liebſten vierter Klaſſe fahren. In der dritten ſitzen immer ſo viel Handlungsreiſende. Dagegen in der vierten trifft man wirkliches Volk, kann man was lernen und natürlich ſelbſt mal ein gutes Wort anbringen. Aber man raucht dort einen gar zu fürchterlichen Knaſter. Wenn man ſich

Eugen Zeller: Begräbnis.

aber in der dritten Klasse sozusagen eingefahren hat, wie ich, so kann man auch dort höchst behaglich reisen. Ich werde



Das Kirchlein von Einigen.

sofort ein Nichtraucherabteil belegen, und Ihre Frau Gemahlin wird dort sitzen wie in einer Wiege."

„Sie mögen das mit sich halten, wie Sie wollen, aber Sie hätten doch meine Stellung berücksichtigen sollen."

Frau Nautilius hörte alles und mußte lächeln. O, dieser Volkert Edleffen, dieser von Europens übertünchter Höflichkeit noch unberührte Halligkanadier, dies große Kind.

(Fortsetzung folgt.)

Einigen und Faulensee einst und jetzt.

Vom 15. Mai ab wurden die Schiffskurse auf dem Thunersee so vermehrt, daß während der Sommersaison auch die Ortschaften Einigen und Faulensee an den Schiffsverkehr angeschlossen werden konnten. Dadurch wird den Naturfreunden von nah und fern Gelegenheit geboten, auch die Schönheiten des linken Seeufers in größerem Maße kennen zu lernen und zu genießen, als bis anhin.

Das prächtige Bild von Spiez ist längst bekannt und die Geschichte seiner alten Kirche und seines Schlosses sind in letzter Zeit dem allgemeinen Interesse näher gerückt worden. Die beiden, wenn auch kleinen, so doch nicht ganz unbedeutenden Ortschaften Einigen und Faulensee sind aber mindestens ebenso alt und ihre Geschichte darf sich auch neben derjenigen von Spiez sehen lassen. Es dürfte deshalb nichts schaden, einige Besonderheiten dieser Dörfer ans Licht zu rücken.

Aus urgeschichtlichen Funden geht hervor, daß Faulensee schon in der Stein- und Bronzezeit, also vor 4 bis 5000 Jahren besiedelt war; auch aus der Römerzeit haben sich Funde erhalten; diejenigen von Einigen und dessen Umgebung stammen aus der Bronze-, Eisen- und frühgermanischen Zeit. Beide Ortschaften gehören also einem sehr alten Kulturgebiet an.

Sehr wahrscheinlich befanden sich an beiden Orten, wie in Spiez, vorchristliche Kulturstätten. In Einigen dürften fast auf Seeniveau oder darunter entspringende Quellen beim heutigen Kirchlein den vorchristlichen Anwohnern den Anlaß zur Errichtung einer Opferstätte geboten haben. In Faulensee deutet altes, aber frühestens römisches Mauerwerk auf eine Art Tempel in ausgezeichneter, aussichtsreicher Lage hin. Der Angelpunkt des heidnischen Kultus dürfte hier ein Findling von besonderer Gestalt gewesen sein, der schon Jahre zu Vermutungen Anlaß gab. Außerdem befindet sich am östlichen Abhang des „Tschuggen", des östlichen Teiles der „Bürg" (des bewaldeten Hügels zwischen Spiez und Faulensee), eine interessante Waldpartie mit großen Felsblöcken, die sich vom anstehenden Triasfelsen durch Einfluß der Vegetation abgespalten haben und zum Teil, übereinander getürmt, kleine Höhlen, die sogenannten „Heidenlöcher" gebildet haben. Es wäre nicht unmöglich, daß diese Felspartie von den Anwohnern einstmals verehrt worden wäre. Die Bezeichnung „Heidenlöcher" läßt eine solche Kultusstätte vermuten, um so mehr als die „Löcher" zu klein sind, um als menschliche Wohnungen benutzt werden zu können; höchstens Buben und Füchse können sich in diesen Hohlräumen verkriechen. Gleichwohl werden im Volk ganz phantastische Berichte über Größe und Tiefe dieser Heidenlöcher herumgeboten.

Die religiöse Verehrung von auffallenden Naturerscheinungen erhielt sich im Volke noch Jahrhunderte lang nach dessen Bekehrung zum Christentum. Aus den Beschlüssen der Consilien von Arles (452), Tours (567), Toledo (681) geht hervor, daß solche Steine in jenen Zeiten noch vielfach verehrt wurden. Die katholische Kirche eiferte fortgesetzt gegen das Anzünden von Lichtern und die Verehrung von Quellen, Bäumen und Felsen. Im siebenten Jahrhundert befiehlt das Consil von Nantes den Bischöfen, daß sie die Steine, welche die von bösen Geistern Verblendeten in mit Wald und Felsentrümmern bedeckten Orten verehren und bei welchen sie Gelübde tun und Opfer bringen, ausgraben und dahin bringen lassen sollen, wo sie nicht mehr gefunden werden. In gleichem Sinne erließ das Consilium von Rouen Verbote. Noch im Jahre 745 untersagt das Kapitular von Raderbom Gelübde an Quellen und Bäumen oder in Hainen zu tun oder dort zu opfern.

Der Kampf der christlichen Kirche gegen das Heidentum wurde auf sehr verschiedene Weise geführt. Wo es nicht anders ging, wandelte man die heidnischen Tempel in christliche Kirchen um oder machte die heidnischen Götter zu christlichen Heiligen. Beide Vorkehren scheinen hier vertreten zu sein. In Faulensee wurde wahrscheinlich der alte Tempel zerstört und später aus dessen Abbruchmaterial die Columbanskapelle errichtet. In Einigen waren offenbar die Quellen oder eine derselben dem mächtigen germanischen Nationalgott Wuotan geweiht, dem Drachentöter und Siegverleiher. Was war da naheliegender, als an seine Stelle Sankt Michael, den obersten der Engel, der im Nebenberuf auch Drachentöter war, zu setzen? Das Innere des Oberlandes war ja bis spät ins Mittelalter hinein nur wenig kultiviert, und in Sümpfen und Einöden hausten, den Sagen zufolge, Drachen und Lindwürmer. Der Einöde (Einige) wegen wurde der Ort zu Einigen = Zeinigen genannt. Diese Ortsbeschreibung hat sich bis in die neue Zeit erhalten und wird von alten Leuten noch heute gebraucht.

Nach den im Jahre 1465 verfaßten Aufzeichnungen des Priesters Eulogius Kiburger ist die heutige Kirche in Einigen bereits der zweite Bau an dieser Stelle. Daß vor der jetzigen alten Kirche in Spiez schon eine andere Kirche dort vorhanden war, steht urkundlich fest. In Faulen-